

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Wiener Nachrichten“

Nummer 18.

Wien, Samstag den 13. Dezember 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (17. Forts.)
- Straff-Ordnung des Tirolerischen Schiefstandes. Urkunde aus dem Jahre 1747. Schluß. Burgreife bei Wien. F. J. U. (Schluß.)
- Weihnachten in Tirol. Von E. Angerer. (Schl.)
- Der Klapperer Hans. Volkslage von Osttirol. Gegend von Strass. Von E. Angerer.
- Beherrschung. Goethe.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

17. Von Prof. Otto Stolz.

Abgesehen von der Freistiftfrage an sich, ist an diesen Bewegungen von bleibendem Interesse, daß diese Bauernleute den Gedanken nicht aufgaben, eine Verbesserung ihrer Lage durch eine gesetzliche Neuerung, durch eine planmäßige Reform zu erzielen. Sie versuchten immer wieder, die höchsten Stellen der gesetzgebenden Gewalt in diesem Sinne aufzuklären und zu einer Entscheidung zu veranlassen. Es zeugt dies alles für den gesunden politischen Instinkt dieser Bergbevölkerung. Zu ihren Grundgebungen benötigten sie meist den Gerichtsausschuß, den sie als eine Art gewählter Vertretung ihrer Gesamtheit betrachteten. Diese Gerichtsausschüsse waren eine in ganz Tirol bekannte Einrichtung, sie waren ursprünglich die von der Gerichtsgemeinde durch Wahl berufenen Urteiler (Geschworenen) für die Gerichtsverhandlungen, da aber der Gerichtsverband auch wirtschaftliche und finanzielle Aufgaben zu lösen hatte, bildeten sie auch hierfür das gegebene Organ der Beratung und Beschlussfassung. Die Bezirksausschüsse, deren Tätigkeit die jetzige österreichische Verfassung vorsieht, würden für unser Land nichts grundsätzlicher Neues bedeuten, sondern in den alten Gerichtsausschüssen eine wesensverwandte Vorstufe besitzen.

Eine Hauptfrage des Zeitalters hat auch in Osttirol sich bemerkbar gemacht: Der Gegensatz zwischen den christlichen Bekenntnissen. In Defereggen hatten protestantische Religionsmeinungen um sich gegriffen, der Ausgangspunkt ist nicht recht bekannt. Im Jahre 1684 fanden sich die salzburgische und tirolische Regierung bemüht, dagegen aufzutreten und da zeigte sich erst der Umfang der ganzen Bewegung. Denjenigen, die an den Abweichungen von der katholischen Lehre festhielten, wurde die Auswanderung anbefohlen. Besonders hart war dabei, daß ihnen die Mitnahme ihrer Kinder unter 15 Jahren verwehrt war. Im Ganzen sind 800 Personen aus dem Tale abgewandert, die sich vorerst nach Augsburg wandten. Die protestantischen Reichstände erhoben Einspruch gegen die Auswanderung, da sie im Widerspruch zu den Religionsbestimmungen des Westfälischen Friedens stehe. Salzburg stellte sich auf den Standpunkt, daß die Ausgewiesenen nicht der Augsburger Konfession angehören, sondern eine eigene neue Sekte bilden, auf die jene Bestimmungen nicht anzuwenden seien. So nach Angabe der Salzburger Akten 1). Eine amtliche Aufzeichnung der Tiroler Herrschaftsverwaltung beziffert die im Jahre 1685 aus Defereggen ausgewiesenen Sektierer auf 50 erwachsene Personen, vielleicht meinte sie nur solche aus dem tirolischen Anteile des Tales 2). Jedenfalls war damit die Religionspaltung in Defereggen behoben.

Als im Jahre 1730 die große Protestantenwanderung aus dem salzburgischen Pongau erfolgte, wies die oberösterreichische Regie-

rung die Pfleger von Birgen und Wien an, den Verkehr zwischen ihrem und dem salzburgischen Gebiete, den man aus wirtschaftlichen Gründen nicht ganz sperren könne, streng zu überwachen. Personen, die sich durch behabende Brieffschaften oder sonst als Emisäre oder Spione „der revoltierenden Bauerschaft ad concitandum populum in Tyrol“ (d. h. zur Aufwiegelung des Volkes in Tirol) verdächtig machen, sind in Gewahrjam zu bringen 3). Als sich dann im Jahre 1732 etliche Leute in Birgen bereit zeigten, in den Pongau auszuwandern und dort durch den Wegzug der Protestanten frei gewordene Güter in Bestand zu übernehmen, erhielt der Pfleger den Auftrag, einem Umsichgreifen dieser Bewegung durch gütliches Zureden vorzubeugen, weniger aus religiösen, als auch staatswirtschaftlichen Erwägungen, da man eine Entblößung des tirolischen Gebietes an Arbeitskräften daraus besorgte. Ein Erlass der v. ö. Regierung an den Pfleger von Birgen vom 27. Juni 1732 gibt genaue Weisungen, was er den Leuten zu diesem Zwecke vorstellen solle. Einmal „wie sie sich wegen selber Eiden (d. h. im Pongau) ausgebrochener und nicht so gründlich ausgeübter keiserlicher Sekt in die Gefahr setzen würden, selbst leichtlichen ein dergleichen irreligiöse Religion an sich zu ziehen, wo sie viel mehrers das frische Beispiel zu betrachten hätten, das eben hieraus diese höchst schädliche Emigration (Auswanderung) entstanden.“ Der andere Beweggrund, der die Tiroler abhalten sollte, nach Salzburg auszuwandern, betont die größere politische Freiheit der Tiroler und ist ein bemerkenswertes Zeugnis, daß diese auch in der Höchstzeit des landesfürstlichen und gerichtsherrlichen Absolutismus lebhaft empfunden und die entsprechende Empfindung vorausgesetzt wurde. Es heißt da nämlich: „Zumal kann ihnen tirolischen Untertanen auch nicht unbekannt sein, was für anderweitigen Beschwerden in puncto übermäßig großer Anlagen und zwar von verschiedener Art, wie auch Naturalrobot bei den Jagden von denenselbigen (d. h. salzburgischen) Untertanen, vorgebracht und vorgegeben werden

als im Gegenteil von diesem im Land Salzburg vorgekommenen Beschwerden der tyrolische Untertan in seinem werten Vaterland jederzeit befreit verblieben sei und verbleiben werde, zugeschießen, daß in Tyrol sie Bauern den vierten Stand ausmachen, wo hingegen im Salzburger Land sie zu puren Untertanen würden und falls selbe gleich jetzt einige freie Jahr überkommen, hienach jedoch nebst Verlust dieses großen Vorrechtes ein hartes Joch zu gewertigen haben werden.“ Diese Auffassung war etwa nicht bloß zu dem damaligen Zweck mehr oder weniger willkürlich erkunden, sondern wird auch anderwärts und ganz unabhängig von diesem Anlaß betont. In der Beschreibung des Gerichtes Birgen vom Jahre 1802, 4) also einer Zeit, wo das alte tirolische Landesrecht noch in Geltung stand, wird auf die Frage „wie viele untertänige Familien im Gerichte vorhanden sind geantwortet: „Der Bauernstand in Tyrol macht selbst wie der Adel einen Mitsand des Landes aus, wenn er schon Freistift und Lehngüter besitzt, ist er doch immer Eigentümer davon ... Dastiger Untertan besitze derlei oder ganz freye und lutherische Güter, ist immer ein freier Mann, jeder ist berechtigt, sogenannte lutherische und Freistift-, Baurecht- und Lehngüter: untereinßt (d. h. zugleich) zu besitzen.“ Also auch das wirtschaftlich so drückende Besitzverhältnis des Freistifts konnte die persönliche Freiheit und die politischen Rechte des Bauern auch in Osttirol nicht schmälern. Als im Jahre 1762 wie in ganz Tirol eine Volkszählung,

sogenannte Seelenbeschreibung, abgehalten werden sollte, entstand beim Landvolke des Ostpustertals das Gerücht, daß „diese Beschreibung auf eine Leibeigenschaft abziele“, und die Gemeinde von Raas erklärte rundweg, „der Pfleger möge sich dieser Verriachtung halber in Raas nicht blicken lassen.“ 5) So argwöhnisch bewachte dieses Bergvolk das Recht seiner persönlichen Freiheit.

b) Neuerungen in der Verwaltung.

In das Zeitalter der dynastischen Gerichtsverwaltung fallen auch noch einige Fortschritte im öffentlichen Leben Osttirols, die wichtig genug sind, um hier kurz verzeichnet zu werden: Nach dem Brande, der im Jahre 1609 fast die ganze innere Stadt Wien, 114 Wohnhäuser und mehrere Kirchen und Klöster zerstört hatte, erließ die tirolische Regierung eine „Feuerordnung“ für die Stadt Wien, um künftig solchen Unglücksfällen vorzubeugen 6). In dieser wird insbesondere verfügt: die Häuser in der Stadt dürfen keine Bordächer mehr haben, vielmehr sind die Dächer mit Zinnen oder Mantelmauern zu umfassen, die Kieniche oder Rauchfänge 4—5 Werkstühle über die Dächer hinauszuführen. Auch die Futterhäuser oder Stäbel sind in der Stadt aus Mauerwerk zu bauen, ebenso die Ställe, letztere auch zu wölben. Die vielen einzelnen Badstuben bei den Häusern sind zu entfernen und dafür eine oder zwei allgemeine Badstuben zu errichten. Diese Maßregeln haben jedenfalls sehr dazu beigetragen, für das Stadthaus ein vom Dorfhause verschiedenes Gepräge zu schaffen. Von der Fiel und Drau sind Ritzchen (Canäle) in die Stadt zu leiten und dort mehrere Brunnenbetten anzulegen. Verschiedene Feuerlöschgeräte sind von der Gemeinde und einzelnen Handwerkern anzuschaffen und bereitzuhalten: Leitern mit Gabeln zum Aufstellen derselben, Feuerhaken, große Wasserbottiche, die auch fahrbar gemacht werden können, lederne Wasserfässer, Fußleisen zum Befestigen der Dächer, Wasserspritzen aus Holz oder Messing und Feuerpfannen zur Beleuchtung. Wenn durch Glodenstreich der Ausbruch eines Feuers angezeigt wird, haben sich die Einwohner zu sammeln und nach bestimmten Handwerksgruppen an der Bekämpfung des Feuers zu beteiligen. Diese Anstalten genügten aber nicht, um das ebenso große Brandunglück im Jahre 1722 abzuwehren. Nachher suchte man die Feuerlöschrichtungen zu verbessern. Im Jahre 1733 schaffte die Gerichtsherrschaft „auf öfteres Anhalten der Untertanen und vornehmlich der Beamten selbst, weil so oft Feuersbrünsten in der Herrschaft Wien ausbrechen“ eine Feuerspritze an. Der Lieferant war der Meister Noe Rübhard zu Biberach in Schwaben, der Preis für das Gerät betrug 217 fl., für das Hereinführen und die Befestigung des Meisters, der selbst herein kommen mußte, um den ersten Unterricht in der Handhabung des Gerätes zu erteilen, 49 fl. 7) Dies bedeutet jedenfalls den Anfang des heute so hochentwickelten Feuerwehrowesens in Osttirol.

1) Näheres darüber siehe in Wiedmanns Geschichte von Salzburg 3, 325 ff. — Aus denselben salzburgischen Quellen schöpft Tinkhauser, Beschreibung der Diöz. Brigen 1, 618 und Sinnacher, Beitr. 8, 746.

2) Staatsarchiv Innsbruck Cod. 3091 fol. 18.

3) Stift Hall Akten VI, 4.

4) Staatsarchiv Innsbruck Cod. 516.

5) Staatsarchiv Innsbruck, Stift Hall, Stenzer Amtsbücher VI fol. 471.

6) Staatsarchiv Innsbruck, Hofregistratur Osterreichischer Regierung und Kammer 1609 Juni 12 erlitt diese Ordnung und ein eingehender Bericht über den Brand.

7) Staatsarchiv Innsbruck, Stift Hall, Akten XV, 10.

Straff-Ordnung

des Lienzerischen Schieß-Standes.

Urkunde aus dem Jahre 1747. (Schluß)

Siebenzehendens: Wer Ein Aufleger oder in Standt zurückblähet solle auf Beträthen die Prüttschen aufstehen oder hierfür Bezahlen . . . 3 fr.

Wahzehenendens: Wann Einer seinen Schuß in der Scheiben suchen laßt und solcher nicht gefunden würdt, ist Straffpahr mit 3 fr.

Neunzehendens: Da aber solcher Schuß gefunden würdt, soll die Ziller mit 12 Prüttschen-Straiß gestrafft werden, und noch darzue in die cassam erlögen . . . 12 fr.

Zwainzigistens: Zum Zahl auch der Ziller auf einer Parteilichheit Beträthen würdet, solle derselbe nebst ainnen Scharffen Berwack mit 24 Prigl gestrafft werden, da Es aber nur eine Fahrlosigkeit und darauf entstehende Ferring Betrifft, hat selber 12 Prüttschen-Straiß aufzustehen.

Winnundzwainzigistens: Desgleichen auch ist auf den Schützenreiber Acht zu haben, das selber einne Richtige aufschreibung deren Schützen-Räggester und Zueläger fihre, die Schußordentlichen Notiere, und was sonst seiner pflicht gemess ist, Beschüßig bewerthe. **Als Vordreehtens:** (zuförderst?) das selber nach /: für die Zueläger /: Beschüßner aufwirftung deren Schützen, jeden Zuwissen mache, daß Er für diese oder jene Berzsohn schüßig seye; nach aufstellung der gewinneter aber für die Zueläger den rechtmäßigen Betrag des Herrauß geschossenen gewinnetz von dem Schütz sondern und ein (dem?) cassier auch angehorde (gehörig?) zuestölle; in unterlassung aber, so ain als andern, solle Er nach guet Befindung des Schützenmaisters und Zuegebenen abgestrafft werden.

Zweundzwainzigistens: Wann ein Schütz dem andern an seinen Gewöhr oder Schießzeig unethwilligerweiss etwas Verborbt, solle nebst Ersetzung des Schadens mit 9 Prüttschen-Straiß gestrafft werden oder darfür erlögen . . . 9 fr.

Dreyundzwainzigistens: Wann ein Schütz mit ungeladenen Gewöhr in den Standt trittet, so mag sich selber zwar nach a(1)iner Schützenordnung behelfen, wie er kan, doch solle Er wes(1)gen Fahrlosigkeit zum Straff Bezahlen: [1] ?

Vierundzwainzigistens: Wann Ein Schütz ohne Spanner o(1) der Pulver-) horn: oder andern Höchsthöthigen Schießzeig in Standt [1]trittet) mag ihm zwar solches gereicht werden, dannoch solle Er [1] hierfür] Straff Bezahlen . . . [1] ?

Fünfundzwainzigistens: Da Ein Schütz ohne gesponnt, oder den Schöndler eingebriecht zu haben, oder aber ohne der Zinnpfan (Zündpfanne) habenden Pulver anschlagete, selbiger solle wegen dieser hber-schüßung gestrafft werden mit sechs Prüttschen-Straiß oder hierfür bezahlen . . . 6 fr.

Sechszundzwainzigistens: Wann aber der Schützenmeister die in Vorstehenden Punkten erachtete Straffen Vernachlässigen und nicht einlangen würde, soll Er selbige, es seye eine oder mehrere selbst in die Cassam zu bezahlen und Gueth zu machen ohne aufreeb Schuldig und Verbunden sein. Sonsten und (das folgende ist im Original austrabiert, wahrscheinlich von einem „fahrloßigen Schützenmaister“).

Sibenundzwainzigistens: Weillen alle sich etwa ereignen Könnente Vorsahlenheit hiehero nicht wohl Specificieret werden Können, so sollen die hbrign alda nicht endthaltenen Straffs-Puncten nach guethbefunden des Schützenmaisters und Zuegebenen decibiert, auch allensahls abgestrafft werden.

Urthundt dessen ist diese obbemelte (obgemeldete) Lienzerische Schützen-Straffordnung mit dässen Schießstandts Insigl 2) Verfür (verfertigt?) und Beröffthiget (veröffentlicht?) worden. So Beschüßen, im Lienz nach unfers Herrn Jesu Christi Gnadenrethten Gebürth, im ain hawsend Ebenhundert Siben und Vierzigsten (1747) Jahr.

NB. 3) Wann 3 Frenschuß von dem Daget Kranzgeber gefället (gefehlt) wird, so ist dieser nicht berechtigt, auf den Mitterer zu stechen.

NB. 4) Oberschützen Maister unterschützen Maister und ausschuß des Schießstandts alda.

- 1) Hier fehlt im Original ein Stück Pergament. Wahrscheinliche Ergänzung in []
- 2) Ist leider von der Urkunde verschwunden.
- 3) Nicht vom Schreiber der Urkunde, sondern von anderer Hand, zu späterer Zeit, hinzugefügt.
- 4) Namen sind nicht angegeben.



Burgreste bei Lienz.

Von F. J. U. (Schluß)

Lavant gegenüber erhebt sich der sonnige Iselsberg, über dessen Sattel eine uralte Straße ins Mülltal führt, das als Heimat verschiedener Erze und Uebergang ins Salzburgerische (die Bergfegererei kam erst im vorigen Jahrhundert auf!) schon in den ältesten Zeiten stark besucht war. Soll ja eben wegen der Metalle schon 500 Jahre v. Chr. von den Kelten (Kelt-Meißel) Argunt gegründet worden sein. Kein Wunder, daß wir auch in dieser Gegend den einen und anderen Burgstall antreffen. Gleich oberhalb Dölsach führt der alte Kirchsteig nahe an einem kleinen Hügel vorbei, der auf der Nordseite von einer senkrecht abfallenden Felsrinne begrenzt ist, in einem Dickicht von Nadelbäumen birgt er Mauerreste. Sie sollen von einer kleinen Burg stammen, „Edenfest“ geheissen; die Felsrinne dürfte erst im Jahre 1882 entstanden oder erweitert worden sein, wobei auch Mauerwerk abstrüzte. Der Name dürfte wohl von „Dede“ kommen, wie beim „öden Turm“ nahe Töblach. Etwas unterhalb des Burghügels war eine Höhle, vor 40 Jahren noch offen, jetzt durch einen großen Rollstein geschlossen. Alle Leute wollen wissen, daß hier der geheime Ausgang vom Schlosse gewesen und später ein Einstadler hier gehaust habe.

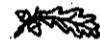
Weiter oben, an der Stronacher Berglehne ragt ein freier Hügel empor mit herrlicher Rundsicht, eine gewaltige Mauer an der Südseite wird von versteinerten Wasserläufen überragt, das ist der „Walchenstein“. Der Name Walch, soviel als Wältsch (im Volke „Wallisch“) kommt schon im 13. Jahrhundert vor, Walchen nannte man die romanischen Bewohner von Wallis in der Schweiz, wallis, das Tal. Vor etwa 25 Jahren war im Zwingler noch Grasboden, von Sträuchern und Mauertrümmern umgeben, heute ist der Platz vollständig überwachsen von Stämmen und Gestrüpp. An der erwähnten Ringmauer ist merkwürdig, daß sie nirgends eine Durchbrechung hat und an der Ostseite, wo vermutlich der Burgweg zum Tore führte, auf einmal ohne Spur einer Verbindung absetzt; es wird ein hölzerner Wehrgang oberhalb des Burgtores sich angeschlossen haben. Die Balkenlöcher sind leer, auch keine Brandspuren sieht man, — der verwendete Tonschiefer wäre in diesem Falle rot — ein Beweis, daß die Burg verlassen und alles baulich Verwendbare entnommen wurde. An der Bergseite merkt man noch die Anlage des Schloßweihers. Etwas weiter oben stehen 2 Höfe, die Wallenstein, der östliche ganz aus Holz ist der ältere, dort liegen noch ein paar Haussteine, während der andere noch mehr Mauerwerk hat, zu diesem gehört jetzt der Schloßhügel. Am ersteren haftet noch der gleiche Schreibname. Westlich ist der Hügel von einem riesigen Abgrunde begrenzt, jenseits desselben führt ein alter Karrenweg, heute noch Grafenweg genannt, hinüber zur Iselsberger-Strasse nach Göriach. Von der Geschichte der Burg Walchenstein ist mir nichts bekannt, ein Herr „von“ dieses Namens ist einmal in diesen Blättern genannt worden.

Göriach (= am Berg) wird von einem Bergwall beherrscht, der jetzt durch das Debanttal vom Neudorfer Berge getrennt ist. Auf dem ersteren gibt es Spuren von Bauten, und in der nördlichen Einbuchtung erkennt man den Stauwall eines ehemaligen Sees. Bevor der Debantwall sich das jetzige Tal gegraben hat, war jedenfalls eine bessere Wegverbindung mit der genannten Gegend, und so dürfte wohl die Oberstadt von Arguntum hier begonnen und sich

gegen den Neudorferberg gezogen haben, da sie stolz auf einem Berghügel thronte, wie uns aus dem 6. Jahrhundert berichtet wird.

Oberhalb der Pfarrkirche von Neudorf fällt ein großes ganz gemauertes Haus in die Augen, schon durch die Lage als gewesener Edelsitz kennbar, wenn auch heute stark verändert. Sein Name ist Staudach (= ein Ort, wo Gestrüpp gedeiht), er kommt auch im Untertale vor. Von dort, besonders von Schwarz, kamen ja öfter Bergherren und Knappen in diese Gegend. Ein Freiherr Theodorich von Staudach hat in die Pfarrkirche von Lienz einen Jahrtag gestiftet. Der erste Seelsorger von Neudorf, ein gewesener Karmelite von Lienz, hat nach der Aufhebung des Klosters hier gewohnt, im besten Zimmer des Hauses, es ist heute noch mit etwas Stukkatur belebt.

So hätten wir den Kranz von Burgen, die einst den Lienzer Boden zierten, einigermaßen besichtigt und gefunden, daß sie teils Straßenzüge, teils Ansiedlungen beherrschten oder beschränkten, und sich so gegenüberstanden, daß sie sich durch Zeichen verständigen konnten. Nun braucht aber ein Leser, der nur die Schattenseite des Mittelalters kennt, nicht zu denken, daß die damaligen Bürger und Bauern von dieser Menge von Zwingburgen sehr zu leiden hatten, es wird kaum die Hälfte derselben gleichzeitig besetzt gewesen sein. Manche wurde erobert und gebrochen und nicht selten wurde ein Wiederaufbau verhindert, ganz abgesehen, daß ein solcher sehr schwierig war, weil die Einrichtung der Burg bei der Eroberung bekannt geworden. Andere wurden wegen Naturereignissen oder Verlegung der Verkehrswege unbrauchbar, und schließlich siedelten die Herren in ihr bequemes Stadthaus über. Heute wäre eine einbruchssichere „Beste“ manchem, der etwas hat, oder Ruhe haben möchte, erwünscht, abgesehen vom Reiz, den sie einer Gegend verleiht.



„Weihnachten in Tirol.“

Von E. Angerer. (Schluß)

Doch zurück zu den Liedern! Einige weisen sich unmittelbar als ausschließliches Volksgut aus; man könnte sich unschwer einen Jögenpeter und seinen Bruder als Dichter und Komponisten dahinter denken. Andere verraten etwas mehr Theologie und Bibelvertrautheit, als sich von schlichten Landleuten, selbst der religiös vertieften alten Zeit erwarten läßt; wir werden kaum fehlgehen, wenn wir sie in vielen Fällen dem Ortspfarrer oder dem oft so tief- und kindlichfrommen Lehrer des alten Tirolerdorfes zuethnen. Wie sie das Volk verstanden, so das Volk ihre Lieder. Wieder andere sind von außen gekommen; ihre Spuren weisen ins Innthal, ins Salzburgerische, und es ist sehr anregend, den bezüglichen Dialektsuren nachzulauschen. „Was mueß denn das mehr sein?“ fragt ein Hirt. Im alten Buche aber ist das tintalische „mehr“ kräftig gestrichen und durch „hiez“ ersetzt. Manches Liedel schien den begeisterten Sängern zu lind; da mußte ein nachdrücklicher Eingang oder Schlüsselpunkt dazu, z. B.: „Hiez mag er verzweifeln, der boshafte Teufel!“

Ziemlich viele Vertreter weist folgende Gruppe: an ein bäuerlich = kindliches Slangreihen sich ein bis zwei Schlüsselpunkten an, lehrhaften Tones, unkindlicher Form, aufdringlich moralisierenden Inhalts. „Gut gemeint, schlecht getroffen“, von jedem der es liest und hört, unangenehm empfunden und gewiß nicht dem Baume echter Volkspoesie entblüht.

Vielleicht wäre nun noch allerlei Kritikerendes zu sagen; „Bergewaltigung des sprach-gesetzlichen Wortrhythmus“, „Durcheinander von Mundart und Schriftsprache“, „Reihen, die auf das Kommando: Reim dich oder ich fröh dich! entstanden sind“, usw. Man erlaube mir aber gerade hier eine Frage vom heute so hoch gewerteten Miltlichkeitsstandpunkt aus: Was nützt oder schadet wohl einem Volke mehr, daß es seine eigenbürtigen, gedankentiefen, gemütswarmen, und mit Formfehlern behafteten Lieder singt, oder daß es boden- und charakterfremde, elend flache, gestimmungsgermahnende Lieder in Heim und Herz aufnimmt?

Nach vom musikalischen Standpunkte aus sind diese Weihnachtslieder ganz Volkstümlich; man hat sie unfürsichtlich genannt und diesen Vorwurf so und so oft bewiesen; nicht erwiesen aber hat man, daß es seither um den echt kirchlichen Geist, um den tiefen, lebenserfüllenden Glauben besser bestellt ist als damals, da die Gloria-Engel im Sechsstück vom Chor ins Kirchenschiff tanzten. Damit soll zum freilich nicht bedauert sein, daß wir heute bis ins hinterste Dörflein tüchtige, durchgebildete Chorleiter und Sänger haben und daß im einfachsten Kirchlein die Feierklänge der Orgel den Gottesdienst verschönen; und gewiß würde keine Gemeinde ihren gut geschulten Chor etwa um einen Naturchor tauschen wollen. Was wir beklagen, ist nur eines: unser Volk, so wie es nun einmal ist und genommen werden muß, vermag sich die Texte und Melodien des Cäcilianismus nicht eigen zu machen, es findet nicht Gottesbrot darin, und darum ist der religiöse Gesang an Herz und Tisch so selten geworden. Und was vielfach an seine Stelle trat, das reizt nur und nährt nicht.

Wäre es nicht eine schöne Aufgabe für heimatsfreundliche Jungtiroler und Tirolerinnen, an Hand der Alten und Urältesten den lieben alten Weihnachtsliedern der Heimat nachzuspüren und sie mit jugendhellen Stimmen und Seelen zu neuen Ehren zu bringen und dadurch künftigen Generationen ein kostbares, heute noch viel zu wenig erkanntes Erbe zu bereiten, ein Erbe, das uns der Strom der Zeit vergräbt, wenn wir's ihm nicht in elster Stunde entreißen. Sollen wir noch ein wenig Kühner sein? Sollen wir sagen, wir Tiroler, die wir eigentlich doch so viel singen, könnten gerade so gut ein Zentrum haben, das uns alte Weihnachtslieder rettet, wie wir einen blühenden Verein begeisterter Krippenfreunde haben?

Krippele und Weihnachtslied! Unsern Ahnen waren sie Geschwister; zwei Jenseitsboten in buntemfarbigem Diesseitsgewande; zwei Jenseitsboten, die alles Licht und froh machten, auch den Sorgenwinkel. Vielleicht kommt die Zeit, da die ebeiden sich auch in unserem Heim wieder verschwistern, und alles Licht und froh machen, auch unsere Sorgenwinkel. —

Weihnachtsbräuche.

1. Korate.

„St. Kathrein sperrt die Geigen ein“; sie bringt den ersten Adventsonntag. Der Pfarrer läßt ein „blomes“ Amt und das „harbe Ewangel“ vom „Jüngsten Tag“ und so scheint sich der Advent gar trüberrst anzuhängen. Aber schon am Montag läßt Sanft Kathrein ihre Geigen wieder aus, nicht fürs Wirtshaus, sondern für die Kirche. Der Mesner zündet den Altar voller Lichter an und am Chor, wo sie gestern „goggsstül“ waren, sind sie heute „klöckfrisch“. Der halbdunkle Raum füllt sich wie frisch nur am Sonntag; und epper viel Manderleut! Ja, zum „Oratte“ schliefen auch die „Lobm“ in ihren lodenen Rod, wenn sie halbwegs in der „Nacht“ der Kirche haufen; und so eine gute Halbstrunde gehört noch zur Nacht. Wie ist das ein betames Wandern durch den knirrenden Schnee, in der großen zwingenden Stille der Nacht! „Sengse“ und „Eichl“ und „Fannknecht“ glitzern am Himmel, im Pusterial läuft der „Mune“ und im Iseltal der „Majhn“ den Wolken nach oder sie ihm und die Tarbäume legen ihre schwarzen Schattenbilder in den vieltausendsternigen Raubretz der Waldwiese. Und hat der Mond kein Licht und ist der Weg recht „hale“, so nimmt der Bauer die „Lutere“ oder die „Buchtli“. Die Duben aber erleben die ersten Schlittenfreuden des neuen Winters.

Von einem historischen Korateamt aus dem Jahre 1809 erzählt Krys-pin in den „Kriegsereignissen in Tirol und Umgebung“: „Trotz des Friedensschlusses der Iseltaler mit der Armee des Großen Napoleon (unterzeichnet zu Peischlach, Rals und Matrei am 10. November 1809), wüthten die Franzosen ihre Aufmerksamkeit im Dezember wieder dem Iseltale zuwenden, wo der Aufstand neu ausgebrochen war. Die Sturmgloden heulten ihr Schlachtlied und die verborgenen Waffen feierten ihre Auferstehung. Wallner als Oberkommandant an der Spitze, Kraml, Brandl,

Grober und Lager als Unterbefehlshaber an der Spitze, strömten die Sturmtruppen das Tal hinab nach Ainet. Wo unterhalb der Ortschaft bei Perlog eine Bergmasse das Tal einengt, nur der Straße wenig Raum lassend, wurde günstige Aufstellung genommen, die unterhalb befindliche Felsbrücke abgetragen und der Aineter Wirt Oblasser mit dem Befehle über die Vorposten betraut. Am 7. Dezember ging eine schwache französische Abtheilung gegen Ainet vor, kehrte aber, als sie auf die feindlichen Vorposten stieß, wieder um, und die Nacht vom 7. auf den 8. Dezember verging ruhig. Dadurch sicher gemacht, wohnten die Schützen am 8. Dezember, dem Maria-Empfängnistage, um 6 Uhr früh dem Korateamt in der Aineten Kirche bei, als die Andacht durch Gewehrgeknatter eine plötzliche Unterbrechung erfuhr. Der Feind war über Perlog vorgedrungen und stand vor dem Dorfe. Gleichzeitig waren die Vorposten an der Straße angegriffen worden und der Kampf wälzte sich auch von dieser Seite gegen das Dorf und die Kirche, wo nur der Kurat und die Frauen zurückgeblieben waren und um glücklichen Ausgang des Kampfes beteten. Zwei in den Ort eingedrungene Reiter stürzten; hinter Häusern und Bäumen gedeut schossen die Stürmer. Da ließ Bataljonschef Beauvais das Dorf beschießen, das Kirchendach drohte in Flammen aufzugehen und in todesmüthiger Wut stürzten sich nun die Bauern mit geschwungenen Kolben und Sturm-waffen auf den Feind los. Zwei Soldaten werden mit Baumstücken erschlagen, dem Vinzenz Ruchlmayr aus Birgen bringt eine Kugel durch den Leib, doch die Schußwunde zuhaltend, ruft er seinem Bruder noch nach: „Mach dir nichts draus und schließ tüchtig!“, läuft in den Pfarrhof, beichtet und stirbt; viele der Franzosen fallen, fünf werden gefangen genommen, und in wütendem Nachdrängen werfen die Sturmleute den Feind durch Oberlienz bis in die Stenzerwörstacht Rindermarkt. So endete, siegreich für das Landvolk, der letzte Kampf gegen die Uebermacht Napoleons auf Tiroler Boden.“

Sonett Krys-pin. Die Aineten aber weisen heute noch das Totenbrunnl an der Stelle, wo das „Bergl“, die Straße und die Felder zusammenstoßen; dort wurden nach jenem Korate im Kugelregen die getödeten Franzosen begraben.

2. Schlachtign.

In den Frühwintertagen besorgt sich der Osttiroler Bauer seinen Jahresbedarf an Raubfleisch und Speck. Je nachdem er's braucht und hat, wandern 1—3 Schweine und etwa ein Stück Rindvieh in die Wanne zum „Euren“. Da sagt sich's von selbst, daß man die Schlachtstage kurz vor Weihnachten ansetzt, um an der Festzeit „grünes“ Fleisch zu haben. Dieses grüne, d. h. frische Fleisch nun bildet die große Ausnahme am bäuerlichen Speisegettel, der sich sonst Woche für Woche in genauerer Regelmäßigkeit wiederholt. Denn, seltsam: Der Bauer, der sich das ganze Jahr müht und plagt, um dem „Stadtner“ seine tägliche Fleischnahrung zu liefern, ist für sich selber beinahe Vegetarianer; dann und wann ein Trumm Jausenspeck, das „Machebe“ für die wöchentlich dreimaligen Knödel, ein Henkele in Kraut und Gerste, zu Kirchweih ein Schaf und eins zu Ostern; im übrigen entnimmt er seine Nahrung dem Mehlgrat und dem Milchsecher.

„Fleischsuppe“, „Saure Suppe“, „Bratl“ (mit reichlich viel Brähe und mitgebratenen Kartoffeln), „Groschl“, Blutknödel und „Blutbod“ (eine Art Aufklauf aus feingeschneitem Fettgewebe, Semmelwürfeln, Mehl, Gewürz und Blut), Leberknödel und „Leberle“ (ebensfalls in die Klasse der Aufkläufe zu verweisen), gefottene und gebratene Würsteln und Würste, mehr ist im ungeschriebenen Kochbuch unserer Bäuerinnen beim Kapitel „Fleisch“ nicht zu finden, zumal nicht in den abgelegenen Tälern. Ganz seltsam aber mutet es uns Russbarkeitsjäger von heute an, wenn wir bis vor gar kurzen Jahrzehnten unsere Landleute Kopf und Füße und Eingeweide des Schlachtieres vergraben und das Blut verschütten sehen, ganz in Unkenntnis darüber, daß man auch „solle greißiges Boit“ essen könne; nur die nötige Buchhaut entging dem Lode an der Mühle.

Hart, nötig hart war Zins und Jehnt und Frohn in alter Zeit. Als Dank zu Gott, „Bergelsgott“, gab der freigewordene Bauer gern

ein Eckerlein und Bruchteil aller Erntingsernte an den reichgütigen Geber zurück — durch die Hand der Armen. So ist der alte, schöne Brauch geblieben; ein Back Mehl von der neuemelchen Kuh, ein Paal Mehl aus der ersten „Gundl“ (ein hölzernes Mehlgefäß mit Tragbändern), ein Laib vom ersten „Machebe“ (die ersten Brote aus neuem Korn) und ein Henkele und ein Suppenbein am Schlachttag; das gehört unweigerlich den Dorfarmen. „Vier Bergelsgott machen ist für's nächste Jahr Krapsenbachen.“

3. Zelten.

Gegen Sanct Thomastag wird's Zeit zum Zeltenbaden, nachdem schon manch kurzweiliger Winterabend beim Krogenschneiden und Kuffenschälern verplaudert worden ist. Weihnachtszelten ist aber zu Dorf und Stadt so bekannt im deutschen Alpengebiet, daß wir's mit ihm kurz machen können.

Hoch in den Tälern, wo Birnen und Nüsse nicht mehr reifen, verzichtet man auf den schwarzen, süßen Weihnachtslaib und kennt ihn meist gar nicht; so im Gieß, im hinteren Taufer, in den Iselnebensälern. Sonst aber verlangt der Brauch für jeden Hausgenossen einen ganzen Laib und für die „Bleibenden“ Dienstboten noch einen „Weiberzelen“ dazu; geht Dirn oder Knecht aber zu Lichtmess fort, so erhält den zweiten Zelt der neue Dienstbot im Voraus.

Kommt zu Weihnachten Besuch, so legt man ihm Zelten und Butter vor; gute Bekannte, Dorfarme, Nachbarskinder beim Krippelschauen betreibt man mit süßen Schnittchen.

Das „Anschneiden“ geschieht in manchen Familien am St. Wend, in anderen am Christtag zur Jause, nachdem der Bauer vorerst feierlich ein Kreuz in die Rinde geritzt hat; in vielen Häusern beginnt der Schmaus ohne Zeremonie; der alte „Wurzer“ (Tiburtius) aber schneidet seinen Laib erst nach Dreißig an, denn „vor er it dreimal ungracht isch, isch foa Eögn drum.“ Leider verleiht der dreifache Segen — oder tuts die starke Ofenwärme, die durch ein „Blöchl“ im Stubenboden in Wurzers Kammer steigt? — dem braunrindigen Gesellen eine ziemliche Herzenshärtigkeit, die sich derart steigert, daß der Wurzer das letzte Krant gar unter die Brotgramm legen und in den Kasse broden muß.

4. Klöckeln.

In Beda Webers „Land Tirol“ findet sich dort, wo er vom Volksleben in der Tiroler Gegend erzählt, folgende Stelle: „Gewisse Winternächte, unter dem Namen Klöckelnächte bekannt, zieht das junge Volk, oft auch eine neugierige Alte, von Haus zu Haus, neckisch an die Fenster klopfend. Der Wirt, innen mit Hausarbeiten beschäftigt, erwidert einen Stichreim oder ein Witwort, größtenteils von eigener, augenblicklicher Erfindung, und oft zufällig sehr treffend, oder durch Kontrast pikant. Kuttern von außen, Lachen von innen bezeugt den gegenseitigen Spaß.“

Ob dieser Brauch heute noch irgendwo in Osttirol geliebt wird, wie dies in anderen Teilen Tirols geschieht, konnte ich bis jetzt nicht erfahren. Wenn noch Tradition über deraartiges lebt, möge man sie den Heimatblättern zur Bestätigung und Belebung obiger toter Buchstelle mitteilen!

In einem alten Osttiroler Hause haben sie ein „Kräftigs Bettbuch“ aus dem Jahre 1619. Daraus wird an heimstillen Adventabenden nach mehrhundertjährigem Brauche vorgelesen: Wie man die drei Donnerstage vor Weihnachten soll geistlich anklopfen.

An der ersten Klöppflinsnacht. Zu abends geh zu denen lieben Heiligen, innsonderheit zu denen, so vor der Menschwerdung Christi, so begierlich geschrien haben inn der Vorhöll, nach seiner Zukunft, bitte sie daß sie dir helfen anklopfen, und dir erwerben die Ding, um welche du anklopfest. Bett ein kurzen himmlischen Rosenkranz, den selbigen sahe zum letzten an, klopfte damit an die Thür aller Ständt der Heiligen. So du kombst zu der gnadenreichen Menschheit Christi, so gemahne den Herrn, wie aus großer Lieb er dir ist nach geloffen, klopfte an der Worten seiner heiligen, durchnagelten Füß und sprich:

O Herr nimm wahr, ich stehe vor der Thür deiner Barmherzkeit, umnd klopfte an in Hoff-

nung, daß du wollest erfüllen deine milde Verheißung, so Du zugesagt hast, Sprechende: Wer sucht, der findet, dem Klopfenden wird aufgetan. Thue auf mir armen Klopfenden und verschließ nicht vor mir die Thür und den Eingang zum ewigen Leben am jüngsten Tag, und in der Stund meines Todts, und Ausgangs von diesem Leben."

An der anderten Klöpflinsnacht schickt uns das alte Buch an „die Porten der heiligen, durchschlagenen Händt“, an der dritten endlich „an die Porten des göttlichen, durchgrabnen Herz.“ — Das Ganze wehrt auf einen profanen, wohl dem von Beda Weber angeführten, Adventsgebrauch, der dann wie manch anderer, in religiöse Beziehungen übertragen wurde.

(Schluß folgt.)

Der Klapperer - Hans.

Volkslage von Osttirol, Gegend von Strassen.
Von E. Angerer.

Feierlich wiegten die jungen Birken ihre weichen Zweige im Sommermorgenhäuche. Die ganze Dorfstraße entlang standen sie bis an den Hohlweg, wo sie von blühenden Holdebüschchen und leis rauschenden Kornwogen abgedeckt wurden. Da und dort klinkte eine breite Haustür auf und ließ Raum für ein rasch enteilendes Jungmädchen mit schneeigem Fürtuch und schneeigem Kränzlein. Noch glatter das Köpschen, noch knapper das Leibchen, noch röter die Wangen als an anderen Festtagen: Kränztag!

„Bist du heut a langsame Schneggin!“ ruft das Venele neckend in der Schwester Kammerthür. Kein Laut von drinnen. „Dost g'hört?“ neckt das Schwesterlein noch einmal und tritt über die Schwelle. Da sitzt Nannele, noch halb festlich gekleidet von der Frühmesse her, hält seinen Kranz im Schoße und weint. Und weint auf's Bredeln der Schwester noch heftiger und springt auf einmal auf und schluchzt: „Venele, 's Kranzl, mei Kranzl! Sag' du's der Mutter!“ Das lichte Kränzlein aber liegt am Boden, zerplückt, zerrissen. — „Und i kann's ihm nit verzeihen und nie!“ gestt Nanneles Stimme wieder auf und dann kniet sie vor ihrer Truhe, das arme Kränzlein in Händen. Venele aber flieht schredgejagt in Mutter's Stuhl und flüstert ihr leise zu: „In Gott's Nam'! Werd' dich nit sein!“ sagt die Mutter und solch tiefe Angst tritt in die guten Frauenaugen, als wolle ein's alles Lichte aus ihrem Leben reißen. Und die Arbeitshände zittern, während sie die breiten Seidenbänder der einstigen Brautschürze zum Festkirchgang knüpfen.

Still war's im Hause geworden, nur Nanneles Schluchzen zog ab und zu wie der Klang einer geborstenen Glocke durch die alten Räume. Draußen aber leuchtete der Fronleichnamstag im Golde der Sonne und im Schimmer des Sakramentes. Als der Zug am Hause vorbeikam, stand das Mädchen, von Blumen gedeckt, am Fenster und schaute mit wehen Augen nach der Marienstatue mit den vergoldeten Tragstangen. Drei Jahre hatte es dort Ehrendienst getan mit zierlichstillen Schrittlein und frommstetiger Seele und hatte dann und wann zur lieblichen „Unser Frau“ im blauen Mantel aufgeblüht und die hatte himmelhoch genickt mit dem goldenen Sternenzirne. — „Himmelmuetter, mei Blahl, mei Lieb's, schön's Blahl!“ weinte das neunzehnjährige Kind vor sich hin. „Und i kann's ihm nit verzeihen und nie! Nig han i gwisht als arbeitn und betn und sein han i 's ghabt wie a Bögl in der Staudn! — Und i verzei's ihm nit, über's Grab nit und in der Ewigkeit nit!“ — Wie die flammrotten Nellen am Söller hatte die Liebe gebrannt, wie die blutroten Geranien am Stinse glühte nun der Haß.

Das war ein trauriger Aufklastag. „Kleine Kinder, kleine Kreuz, große Kinder, große Kreuz und 's größte han i!“ weinte die Mutter, als sie abends mit ihrem Manne allein war. „Lei grob ganz berdeudn kunn't's van!“ stöhnte der ehrenfeste Bauer und kniete ungelent vor dem roten Kruz mit „Unsern Herrn in Glend“ nieder, den grauen Kopf in beiden Händen. Und langsam und milde beteten sie, was sie vor fünfzig Jahren auf Mutter's Knie gelernt hatten:

„Gott's Nam', gehn ma schlafn,
Sechs Engelen tiert uns bewachn,
Zwoa ban Kopfe,
Zwoa ban Fiehn,
Zwoa nebn't mein,
In Gott's Nam' soll ma g'segnet sein!“
Ja, „Engelen tien uns bewachn, bis sie weinen oder for'tgehn müssen“, sagt der alte, innige Volksglaube.

„Der Larcher-Hans hätt die falsche Lungentzündung und war wilde löz“, erzählten sich die Weiblein, die von der Werchtmesse durch den knirschenden Schnee heimtrachteten. „Die falsche Lungentzündung, jell hōbt koaner“, jagten sie aus langjähriger Dorferfahrung.

„Nannele, der Hans war wilde löz, sollst' dich amal umtügen, läßt er bitten“, kam um's Zubunkeln die Talerin, Nanneles Schwester, zur Tür herein. „A so“, sagte die hintern Spinnrad, stand auf und ging aus der Stube mit so gleichgültigem Gesicht, als hätte man ihr vom Wetter geredet. Das war nicht das weiche, weinende Kind von einst, herb und starr war sie geworden in neunzehn schleichen den Jahren. Wie an jenem Aufklastage, so alle Tage seither hatte sie alle Schuld von sich ab, dem anderen Teile zugewiesen. Und so hatte sie das schmale Steiglein nicht gefunden, das aus der Tiefe aufwärts führt zur Höhe geläuterten, entsühnten Menschentums. Ueber den dunklen Hausgang schritt sie jetzt, durch den dämmerigen Hof ins weiträumige Futterhaus und wieder sagte sie es mit harten Lippen und harter Seele: „Und i verzeh't's ihm nit, nit über's Grab und nit in der Ewigkeit!“

Unterdessen lag beim Larcher der Hans in der Not seiner letzten Stunden. Immer wieder hatte das Fieber ihn emporgerissen, daß Männer ihn kaum niederzwangen. Nun war die Kraft gebrochen, der Todgeweihte lag zurückgesunken und leuchtete mit fahlem Gesicht aus den blaugewürfelten Polsterzichen. Der Pfarrer war dagewesen, lange. Da hatte der Kranke gemeint: „Herr Pfarrer, i tu's gar nit besterben, weil's mir 's Nannele nit verzeiht!“ Der Pfarrer ging selber und traf die Amertochter im Stadel und tat Hirtenpflicht. Aber in unverstöhnlichem Haß loderten ihm zwei harte Augen entgegen und das brennende Wort: „Nit über's Grab und nit in der Ewigkeit.“ Der Pfarrer erschauerte und wandte sich ab und trug ernst und schweigend seine armen Schädeln dem zu, der ihnen allein ins Allerinnerste sieht, dem guten Hirten im Tabernakel.

Drei Tage lag der Hans im Sterben und konnte nicht und sah immer mit weitaufgerissenen Augen nach der Tür und kalte oder sprach mit stoßend scharfer Stimme: „Nannele, tu mir's dechter verzeihn, sunst kann i's nit besterben!“ Auf den Knien hatten Larchers das Nannele gebettelt, doch den „Geiter“ zu erlösen: wie verleinert in Stolz und Haß stand sie und klammerte sich in den furchtbaren Stunden des Alleinseins an das furchtbare Wort, das sie sich in der finsternsten Stunde ihres Lebens geprägt: Nit über's Grab und nit in der Ewigkeit!

Des Sterbenden angstvoller Blick aber suchte immer noch die Stubentür und leise und heiser war's, sein letztes Wort: „Nit verzeihn?“ . . . Dann ging nach bitterem Kampfe die Seele hinüber zu dem, der die große Erbarmung ist, so viel barmherziger als seine Geschöpfe.

Wenn eine junge Generation hochblüht, wächst Gras über die alten Geschichten. Da ist so viel laute, volle Gegenwart, so viel sehrlich oder bang erharrte Zukunft, daß dem Vergangenen kein Raum mehr bleibt. Nur, daß jeder sein eigen Vergangenes in die Geschehnisse des Herzens gemeißelt trägt.

Beim Larcher hatten sie ein Pöppel bekommen. Aber neben dem Taufengel war der Todesengel gestanden und hatte das Jaggele gleich wieder aus der Zeit in die Ewigkeit zurückgerissen. Nun schaukelte der Mesner auch ein Engelegrab. Die Schaufel spürte etwas Hartes, Steine und Knochen. Einige Minuten später lag ein Gerippe bloß. Doch, sonderbar! Kein Schauffelstich löste auch nur ein Knöchlein aus dem Gefüge. Da wurde

dem Mäx eigen und mit rascheren Schritten als es seine Art war, stapfte er ins Mesnerhaus. „Im Freithof liegt einer also ganzer!“ tuschelte es durch's Dorf. Bis zum nächsten Abend hatten sie's alle gesehen, das quer über die vielen Totenköpfe gebettete Gerippe im Beinhaus. Hart, glatt und hell waren die Knochen; wie von unsichtbarer Macht gebunden, hielt Teilchen für Teilchen in seiner natürlichen Lage, nur der linke Vorderzahn fehlte. „Sein tu's unser Hans“, sagte der alte Larcher, „über zwei Meter ist seither keiner mehr gewesen, in der ganzen Gemeinde nit, in unsern Grab schon gar nit, und den Bahn hat ihm der Hengst eingeschlagen.“ Da machte eine alte, böse Geschichte auf und schlich mit unergründlich dunklen Augen durch's Dorf, mehrmals in der Runde. Und die Leute sagten: „Helf uns Gott!“ wie sie's sonst sagten im trachenden Donner. Droben aber im Beinhaus lag das seltsame Gerippe und klapperte in jedem Lufthauch gegen seine knöchernen Unterlage und gegen das eiserne Schutzgitter. „Der Klapperer-Hans!“ sagten die lecken Schulbuben. „Der Klapperer-Hans!“ sagten nach und nach alle, wenn auf das unentbehrliche Skelett die Rede kam. Beim Lumer aber lag Nacht um Nacht eine Greifin wach und trat ständlich von neuem alles Weiße und Warme und Bange in sich nieder und wie in Verzweiflung zischte es von den welken Lippen in die erschauernde Nacht: „Nit über's Grab und nit in der Ewigkeit!“

(Schluß folgt.)

Beherrigung.

1.

Feiger Gedanken
hängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Glend,
macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
ruft die Arme
der Götter herbei.

2.

Nach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhängen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Felten leben?
zum Trug sich erhalten,
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.
Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er's treibe,
sehe jeder, wo er bleibe,
und wer steht, daß er nicht falle!

Goethe.

Druckfehlerberichtigung.

Das Nikolausspiel. (Nr. 17 vom 29. Nov. 2. Spalte, 8. Zeile, soll es „Bitter“ (nicht „Bütter“) heißen. Der Einsender ist Schranzhofer, (nicht Schranzloher.)

Briefkasten.

Osttirol: Die Mundart dieses Gedichtes ist von Schläiten. Einen einheitlichen Osttiroler-Dialekt gibt es nicht. Die Tillaacher sprechen z. B. ganz anders, die Birgener wiederum anders u. s. w.
Stilian: Dafür, daß über den Gerichtsbezirk Stilian so wenig erscheint, kann weniger die Schriftleitung, als vielmehr die schriftkundigen Kräfte im Gerichtsbezirk, die bereits oft um Mitarbeit ersucht wurden.

Einwendungen an die Heimatblätter

sind zu richten an Dr. Richard Schneider,
Mühlau bei Innsbruck.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Breviervereinigung; Drucker: J. G. Mahl (Hans Mahl), in Klagenfurt; Schriftleiter: Dr. Rich. Schneider, Mühlau bei Innsbruck.